



Den Blickwinkel dieser Visualisierung (links) vom grünen Opernhaus im NS-Bau werden Besucher „so nie sehen“, sagt Nürnbergs Kulturreferent Daniel Ulrich – „weil: Wir sind keine Vogel.“ Den vom künftigen Durchgang schon eher: VISUALISIERUNGEN: LRO GMBH & CO. KG, GEORG REISCH GMBH & CO. KG



## Eine Oper am schwierigsten Ort der Stadt

Die einen lästern, die anderen sehen sich am lang ersehnten Ziel. Eines aber ist der Entwurf für Nürnbergs neue Spielstätte auf NS-kontaminiertem Gelände auf alle Fälle: spektakulär unspektakulär. Und das ist gewollt.

Von Olaf Przybilla

**Nürnberg** – Achim Mletzko hat eine Schwester in den USA. Als die ihm von einem Bericht in ihrer lokalen Zeitung erzählte, demzufolge auf dem „Nazi Party Rally Ground“ – Nürnbergs ehemaligem Reichsparteitagsgelände – ein Ausweich-Opernhaus geplant ist, dämmerte dem Grünen-Stadtrat endgültig, woran sie da gerade planen in Nürnberg. Worte mit Superlativ-Verdacht sind eher selten im Stadtrat, das gibt das Naturell der Nürnberger kaum her. In dem konkreten Fall aber tastet sich Mletzko, gerade wenn er an das Gespräch mit seiner Schwester denkt, zu einer Formulierung vor. Eine Oper auf historisch maximal kontaminiertem Gelände? Das habe „vielleicht sogar eine weltpolitische Dimension“.

In der Stadtratsdebatte um die Investitionen auf dem Ex-NS-Areal ist der Ton damit gesetzt. Auch Oberbürgermeister Marcus König (CSU) spricht von einer „geschichtsträchtigen Sitzung“, eine „neue Ära“ wolle man einleiten und ein „Statement setzen“ für Stadt, Freistaat, Republik und womöglich „sogar weltweit“. Am Ende entscheidet der Stadtrat dafür, eine „be-grünte“ Spielstätte für Oper und Tanz, Theaterinfrastruktur und diverse Räume für die Produktion und Präsentation von Kunst auf dem Gelände zu platzieren. Und den Gesamtauftrag an das Bauunternehmen Georg Reisch aus Bad Saulgau zu vergeben, einen Generalunternehmer, der einen Entwurf der LRO GmbH und Co. KG verwirklichen wird. Zusammen hat man bereits das Münchner Volkstheater realisiert.

Mancher dürfte erwartet haben, dass im Innenhof der wohl furchterregendsten Bau-Hinterlassenschaft der Nazis ein spektakulärer Entwurf zum Zug kommt, ein dediziertes architektonisches Kontra-Zeichen. Die Stadt aber hatte sich schon in ihrer Ausschreibung für einen anderen Weg entschieden.



Der Innenhof des Kongresshallen-Torsos ist bereits Baustelle. FOTO: DANIEL KARMANN/DPA

Die neue Opernspielstätte, ausgelegt für 800 Besucher, soll sich – heißt es dort – „in angemessener Weise mit dem baulichen Bestand des unvollendeten Rohbaus der Kongresshalle auseinandersetzen und sich diesem unterordnen“. Und dies schon deshalb, weil das baukulturelle Zeichen der Moderne an diesem denkmalgeschützten Monumentalbau bereits ein anderer gesetzt habe: Der bauliche „Pfeil“ von Architekt Günther Domenig, der sich als Teil des Dokumentationszentrums Reichsparteitagsgelände in das Nazi-Ungetüm bohrt, gilt längst als ikonisch.

Auch dürfte die neue Opernspielstätte das Dach der Nazihalle nicht überragen. Bewusst sei also „keine exponierte Architektur gewünscht“ gewesen. Im Gegenteil sei das Ziel „eine Architektur, die paradoxerweise nicht als solche in Erscheinung tritt“. Durchaus herausfordernd, aus Sicht von Baureferent Daniel Ulrich mit dem nun stattfindenden Entwurf aber gelungen. „Wir wollten bewusst keine sich selbst inszenierende Architektur“, sagt er. Der geplante

Neubau nehme mit voller Absicht eine Gegenposition zum massiven NS-Torso ein. Die Kubatur der neuen Spielstätte verberge sich förmlich hinter einer begrünten Oberfläche, verzichte „damit auf eine eigene Architektursprache“. Eine Art Nicht-Architektur also, gewollt.

Eben das sei „gar nicht so einfach“ gewesen, sagt Architektin Katja Pütter. Das entwerfende Architekturbüro habe sich „total zurückgenommen“, bekräftigt Bauunternehmer Hans-Jörg Reisch. Und das mit Erfolg, lobt wiederum Oberbürgermeister König. Man habe „kein Wow, keine Elbphilharmonie“ gewollt – und das exakt so bekommen. Einer der vier eingereichten Entwürfe habe ihn annähernd an viktorianisches Bauen erinnert, erzählt Baureferent Ulrich: „Genau das, was wir nicht wollten.“

„Grün“ und „lebendig“ soll der Neubau stattdessen werden. Warum? „Grün entsteht an einem Ort, an dem auf natürlichem Weg nichts wachsen kann“, heißt es dazu in den Unterlagen. „Grün entsteht dort, wo vor 1933 eine Waldfläche vorhan-

den war und mit Erbauung des Kongresszentrums unzählige Bäume gefällt wurden. So gesehen wird zurückgebaut. Die Natur nimmt den Raum ein.“

Klingt nachvollziehbar, sorgt aber auch für Stirnrunzeln. In der Nürnberger Verwaltung sagt einer: „Auf solchen Visualisierungen sieht halt immer alles perfekt grün aus“, in der Realität gestalte sich das dann bekanntlich schwieriger. Hinter vorgehaltener Hand sprechen im Rathaus mehrere schon vom „grünen Hügel von Nürnberg“ – wobei das je nach Begeisterungsgrad bei den einen eher lästlich, bei anderen durchaus emphatisch klingt. Die einen sehen einen grünen Kontrapunkt als Zeichen von „Nachhaltigkeit“, andere wollen sogar einen Anflug von „Greenwashing“ erkennen.

Überhaupt ist der Ton in Nürnberg ungewöhnlich ruppig gerade. Im Stadtrat verwahren sich die Grünen – sie befürworten Entwurf und Projekt – dagegen, sich seit Jahren mit den ständig gleichen, vermeintlich längst abschließend geklärten Fragen konfrontiert zu sehen. Linke und die Wählergemeinschaft „Die Guten“ kontern, bei solchen Großentscheidungen sei das Plenum exakt der richtige Ort, grundsätzliche Fragen auch mal öfter aufzuwerfen – zumal die Antworten nicht immer gleich ausfielen.

Tatsächlich war das zuletzt bei der Frage nach den Kosten der Fall. Für das Gesamtprojekt Kongresshalle hatte sich der Stadtrat zunächst einen Kostendeckel von 211 Millionen Euro verpasst. Hat diesen nun aber vor Baubeginn gesprengt. Jetzt werden für sämtliche Pläne – den Opernbau, die Sanierung des Rundbaus, die Räume für Kunst – 296 Millionen veranschlagt. Allein die Spielstätte soll 85,5 Millionen Euro kosten. Gleichwohl hält Baureferent Ulrich das für „fast schon ein Schnäppchen“, verglichen mit anderen derartigen Projekten.

Zumal man aufgrund der Arbeit mit einem Totalunternehmer – alles in, alles aus

einer Hand – optimistisch sein könne, dass es auch bei den jetzt neu fixierten Kosten bleibe. Tatsächlich ist dem Bau-Duo Reisch/LRO dies 2021 beim viel gerühmten Volkstheater in München gelungen. Die Stadt habe dort ein Haus im Gesamtpaket bekommen „mit einer bestimmten Architektur, zum Festpreis und zu einem vereinbarten Termin“, hieß es vor drei Jahren in der SZ.

**„Wozu beschließen wir eigentlich Kostenobergrenzen?“**

Kommt das auch in Nürnberg so, würde das die erregten Gemüter womöglich etwas besänftigen. In der Stadtratsdebatte glaubt die Linke gerade sogar „Arbeitsverweigerung“ der Verwaltung zu erkennen, verbunden mit der Frage: „Wozu beschließen wir eigentlich Kostenobergrenzen?“ Worauf die gewiss nicht als notorisch angefasst bekannte Kulturbürgermeisterin Julia Lehner (CSU) zu einer Philippika im mindestens ungewohnter Lautstärke ansetzt, kulminierend im Ausruf: „Das wird kein Palast!“ Eigens auf Untermauerung und eine Kreuzbühne verzichtete man im neuen, auf mindestens 25 Nutzungsjahre angelegten Haus, die Obermaschinerie stamme gar aus dem Bestand des alten, arg sanierungsbedürftigen Opernhauses am Richard-Wagner-Platz.

Ihre Gegenrede beendet die Bürgermeisterin mit einem: „Ich habe gesprochen.“ Woraufhin OB König, um einen harmonischen Ton bemüht, die Vermutung äußert, dieser Wortbeitrag werde wohl in die Geschichte der Stadt eingehen. Was gerade viele so in Wallung bringt in Nürnberg? CSU-Stadtrat Max Müller hatte dazu schon zuvor einen Gedanken eingebracht. Für eine Ausweich-Oper, per se schon kompliziert genug, habe man sich in Nürnberg schlicht „den schwierigsten Ort der Stadt“ ausgesucht.